Willy Hörmann:

Der Zusammenbruch des „1000-jährigen Reichs“

Wie ich als 11-jähriger Bub hier in meinem Heimatdorf Pfronten die Kapitulation des 1000-jährigen Großdeutschen Reichs erlebt habe!

Abb. 1: *Mein Elternhaus in Pfronten-Steinach um 1945 (erbaut wurde es 1844). Vom Stubenfenster aus hatte ich den Überblick auf die Straße und eine große Wiese.*

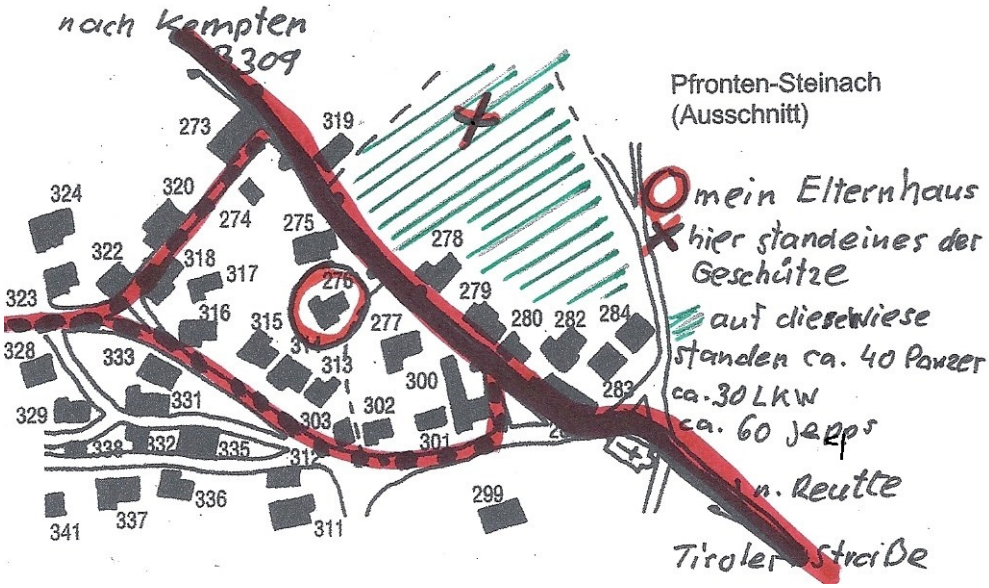

Abb. 2: *Die ursprünglich 40 „Rechtler“ des Pfrontener Ortsteils Steinach besaßen alle volle Hausnummern. Neue Häuser erhielten Bruchnummern. In Steinach stehen aber heute ca. 300 Häuser, deshalb gibt es Straßennamen mit fortlaufenden Nummern.*

Wie von einer „Aussichtsplattform“ herunter konnte ich beim Kriegsende 1945 von unserem Haus her dem Treiben auf der Straße gut zusehen. Wenn es aber damals im Bubenalter die Zeit erlaubt hat – denn meine Mutter spannte mich bisweilen mehrere Stunden am Tag in die Haus- und Hofarbeit ein – dann zog ich natürlich viel lieber mit meinen Kameraden draußen am Ort des Geschehens umher.

Viele Wochen oder gar Monate vor diesen „Maitagen“ zeichnete sich das absolut totale Ende des deutschen „Verteidigungs-Bollwerks“ gegen die gigantische „Angriffsmacht“ der Alliierten ab. Ein schier endloser, trostloser Rückzug deutscher Soldaten (anscheinend Restgruppen eines aufgelösten Heeres) ergoss sich in Richtung Süden (Alpen oder Österreich) in eine scheinbare Sicherheit in den Bergen. Tausende Pferdegespanne (Reiter wie Pferde erschöpft und abgemagert) in dreckigen und zerrissenen Mänteln, manche mit Gewehren. Zwischendurch mal einige Lastwagen oder klapprige Kettenfahrzeuge. Mit dabei – oder zwischendrin – Gruppen von Marschierern, einige zogen Handwagen mit Säcken hinter sich her. Auch zu sehen waren Motorräder mit Beiwagen – gezogen von zwei Pferden.

Einige Male fuhren Lastwagen mit Soldaten zu uns vors Haus und baten um ein Nachtquartier und etwas Verpflegung. Da meine Mutter immer eine größere Hühnerschar ihr Eigen nannte, landete der Vorrat an Eiern in der Bratpfanne. Dazu gab´s nur Kartoffel, denn Brot hatten wir selbst keines. Anschließend kletterten die Männer mit Wolldecken bewaffnet (wenigstens das besaßen sie) auf den Heustock in der Tenne, der um diese Jahreszeit an Volumen schon einiges verloren hatte.

Am anderen Morgen hatten sie jedes Mal einige Zeit damit zu tun ihr Fahrzeug in Gang zu bringen. Sie mussten ja den Holzkessel anfeuern, in dem das Gas für den Antrieb erzeugt wurde. Den Männern beim Nachbar Trenkle gelang dies nicht. Alle Versuche waren vergebens, sie mussten den schweren Laster stehen lassen. Das konnte uns Buben natürlich nur recht sein. Zunächst warteten wir ab, ob evtl. Soldaten in den nachfolgenden Tagen das Fahrzeug wieder flott bekommen würden, aber als nichts geschah, nahmen wir es als „erbeutet“ in Besitz. Droben unter der Planendecke entdeckten wir eine richtige „Wohlfühl-Oase“. Wolldecken, eine Anzahl Autositze am Boden befestigt, dazu ein Tisch, ein Herd mit Ofenrohr ins Freie, Töpfe und Pfannen, zwei volle Schnapsflaschen sowie haufenweise Zigaretten. Nun – die „Einweihung“ unserer „Beute“ hatte – wie es kommen musste – zur Folge, dass nicht nur die Stühle von uns 5 oder 6 Buben – sondern auch die von „Trenkles Töchter“, die der Hildegard und der Betti, in der Schule an den zwei folgenden Tagen leer blieben.

Da die Versorgung mit Lebensmittel von Tag zu Tag schlechter wurde, machte man sich natürlich Gedanken, wie das weitergehen soll mit diesem fürchterlichen Krieg und dem bevorstehenden Ende. Irgendwann verdichtete sich die Nachricht von Vorratslagern in Pfronten. Wer aber berechtigt war, daraus Nutzen zu ziehen, oder wo die Lager waren, wusste zunächst niemand. Aber jemand roch den Kuchen und die Not half mit beim „Toraufbruch“ in der Turnhalle in Ried, in einer kleinen Halle beim Engelwirt in Kappel, in einem großen Holzschuppen bei „Franzens Säge“ in Weißbach und im Kronesaal in Pfronten-Dorf.

Natürlich war das eine sehr gewagte Sache; denn es waren ja immer noch genug hitler-treue Gefolgsleute mit geladenen Gewehren unterwegs. Wenn ich daran denke, muss ich heute noch lachen. Da sich alle unsere Nachbarn mit diesem oder jenem

eindeckten, befahl unsere Mutter dem Vater, er solle halt auch mal all seinen Mut zusammennehmen und um was Essbares schauen! Vater – ein Abbild von Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit: „I – i – i - soll Schteahle“! (stehlen) – „Nia“! Aber auch er hatte Hunger. Und so holte er die Schubkarre aus dem Schopf und ging des Nachts Richtung Ried – also gut zwei Kilometer - zur Turnhalle. Eine Stunde später kam er schweißgebadet mit zwei Papiersäcken zurück. In der Halle war es ja stockfinster und einer stolperte über den anderen. Wie jeder Ort in Deutschland, so war's auch hier während der sieben Kriegsjahre nachts absolut finster. Es hieß: Wegen der feindlichen Flieger. Ich nehme an, Vater hat sich irgendwie an den Leuten vorbei gedrückt – nach irgendwas gegriffen und nach dem Motto: „Augen zu und durch!“ – ging´s hinaus in die Freiheit. Da es an den folgenden Tagen zu Mittag keine doppelte Ration gab, konnten wir annehmen, dass Vater bei dieser Aktion kein Glück beschieden war. Und tatsächlich – in beiden Säcken waren getrocknete Zwiebel - **„Trockenzwiebel“!**

Sieben lange Kriegsjahre

Natürlich ging diese Zeit an niemandem spurlos vorbei. Die Lebenslage im Allgemeinen war äußerst schwierig. Konnte man ja keinem so recht trauen. Ein unüberlegtes Wort, eine falsche Tat im falschen Augenblick konnte den Tod bedeuten. Des Nachts schlichen Gestalten um die Häuser (Spitzel), lauschten und beobachteten. Lauschten ob Radio gehört wurde. Jeden Abend sendete ein britischer Sender Nachrichten in deutscher Sprache. Wer dabei erwischt wurde, kam schon am nächsten Tag hinter Gitter. Ebenso erging es jenen, die ihre Fensterläden nicht komplett abdichteten, so dass ein Lichtspalt zu sehen war – und wenn's auch nur ein ganz winziger war.

Unser Vater lauschte jeden Abend dem Nachrichtensprecher zu. Er hatte deswegen am Radio die Rückwand abgebaut, damit er den Kopf ganz nahe an den Lautsprecher drücken und somit die Lautstärke reduzieren konnte. Diese Nachrichten machten uns erst die entsetzliche Lage bewusst, in der wir uns befanden. Wir hatten ständig Angst um Vater. Er stand schon lange auf einer „Roten Liste“. Anfangs hatte er seinen Söhnen (meinen großen Brüdern: Adolf, 13 Jahre älter – Gustl, 12 Jahre älter) verboten HJ-Mitglieder zu werden (HJ = Hitler-Jugend). Ebenso verbot er seiner Tochter Maya (meiner Schwester, 5 Jahre älter) BDM – Mitglied zu werden (BDM = Bund Deutscher Mädchen). Vater äußerte sich auch in Gesellschaft kritisch bis negativ zur nati onalsozialistischen Diktatur. Unsere Nachbarin wartete schon lange darauf, ihn in irgendeiner staatsfeindlichen Angelegenheit vor den „Kadi“ zu bringen. Einmal drohte sie ihm lauthals, ihn schon noch nach Dachau zu bringen. Sein jüngerer Bruder Ludwig wurde dort im Dezember 1943 ermordet.

Was mich betrifft, kann ich sagen: Ich war trotz allem ein glückliches Kind. Geborgen in einer funktionierenden christlichen Familie durfte ich mir als „Nachzügler“ doch so manches erlauben. Unser Vater – Jahrgang 1884 - erlernte den Beruf eines Feinmechanikers bei Gebr. Haff in Pfronten, ebenso sein älterer Bruder Fridolin. Da dieser aber das elterliche Anwesen nicht übernehmen wollte, trat mein Vater an seine Stelle. Er verkleinerte den Hof um mehr als die Hälfte und blieb seinem Beruf als Feinmechaniker treu. Die kleine Landwirtschaft mit 3 Kühen diente ihm dazu, die Ernährung der Familie zu sichern. Er richtete sich zu Hause eine Werkstatt ein und beteiligte sich sozusagen an der Pfrontener Reißzeugfertigung.

Noch bevor ich in die Schule kam, wurde mein Bruder Adolf als Gebirgsjäger in den Wehrdienst einberufen. Ein Jahr danach Bruder Gustl. Kaum noch zu erkennen kamen sie mehrere Monate nach Kriegsende schwer verwundet und seelisch kaputt wieder heim.

Die Bomber

Das Schlimmste während der Kriegszeit war für mich die Bombardierung der deutschen Städte. Je länger der Krieg dauerte, desto intensiver fand dies statt. 1943 und 1944 war der Himmel über uns fast täglich und vor allem des Nachts stundenlang von ganzen Schwärmen dieser dröhnenden, todbringenden Drachenvögel bevölkert. Von Stützpunkten der Alliierten im französisch-schweizerischen Grenzgebiet, wo die Flugzeuge mit Bomben beladen wurden, konnten sie über die neutrale Schweiz relativ sicher in den süddeutschen Luftraum eindringen, bevor sie überhaupt mit deutscher Gegenwehr rechnen mussten. Waren wir doch keine Sekunde sicher, ob nicht einer dieser Vögel ein paar ihrer unzähligen Bomben, die sie in ihrem Bauch mit sich führten, fallen lassen würde.

Tagsüber war diese Bedrohung wenigstens halbwegs überschaubar, weil man evtl. sehen konnte, wenn was vom Himmel fiel und man sich vielleicht irgendwie in Sicherheit bringen konnte, aber in der stockfinsteren Nacht? Ich konnte deswegen nie gut schlafen. Waren doch einige Firmen in Pfronten an der Rüstung beteiligt, MAHO und DORNIER zum Beispiel, und sie waren mitten im Ort angesiedelt. Mit 4 oder 5 Bomben wäre diese Sache für die doch leicht erledigt gewesen. Ich schiebe das Glück und den Schutz, den wir damals hatten, ganz einfach dem Schutzengel in die Schuhe.

Die Schule begann ja um 8 Uhr – zu früh, wenn man nicht ausgeschlafen ist. Aber schon zur Pause ertönte an mindestens 3 Wochentagen die Sirene und wir mussten sofort die Schule auf dem schnellsten Weg verlassen, denn das Gebäude besaß keinen bombensicheren Keller. Der Lehrer rief uns immer nach, wir sollen möglichst unter den Alleebäumen oder von Haus zu Haus rennen. Denn die Amis warfen nicht nur Bomben ab, sondern die schnellen Jagdflieger, die zur Absicherung der riesigen Bomber-Geschwader am Himmel umherschwirrten, hatten ja genügend Zeit sich auszutoben. Ich nehme an: aus purer Lust am Fliegen jagten sie in geringer Höhe über Orte, Wiesen und Felder umher und mähten mit ihren Bordwaffen alles nieder, was sich bewegte.

Sobald die Luft wieder rein war – so wurden wir in der Schule aufgefordert – sollten wir hinaus auf die Wiesen gehen und Heilpflanzen pflücken für die verwundeten Soldaten: Arnika, Spitzwegerich, Breitwegerich, Haselnussblätter oder Augentrost. Ich erinnere mich daran, dass einige Kinder die gesammelten Kräuter nicht in die Schule mitbringen konnten, weil sie zu Hause keine Tüten hatten. Es gab gegen Kriegsende einfach nichts mehr. Das bisschen Grieß oder eine Handvoll Erbsen nahm die „Ladnerin“ aus einer der vielen Schubladen und leerte einfach alles in die mitgebrachte Tasche. Wie gut hatte ich es dagegen und mit mir all die anderen Bauernkinder. Hunger an sich mussten wir nicht ertragen, aber es stand tagtäglich so ziemlich dasselbe auf dem Tisch: Kartoffel und Kartoffel. Einmal mit – einmal ohne Schale, einmal mit Kraut – einmal ohne Kraut. Dazu Quark (Zieger sagen wir Pfrontner), mit oder ohne Milch. Brot war eine Rarität. Mutter aber hatte stets eine gut

gefüllte Mehltruhe im oberen Gang (Soler sagen wir Pfrontner), damit ließ sich natürlich einiges herstellen. Auch der Garten vor und hinter dem Haus hatte manches zu bieten. Allerdings machte Vater seinen Einfluss geltend, denn er forderte einen größeren Gartenanteil für sich, damit er Tabak anpflanzen konnte.

Und auch das ist vielleicht noch erwähnenswert: Unser Hauptnahrungsmittel, **die Kartoffel**, war in großer Gefahr. Die Kartoffelkäferlarven traten in großen Mengen auf. Diese machten in ganz kurzer Zeit den Stock der Kartoffel kaputt. Darum mussten wir Schüler nicht nur viele Kräuter, sondern auch diese Biester, den Kartoffelkäfer und die Larven, einsammeln und sofort vernichten. Auch eine jahrelange Maikäferplage machte dem Land schwer zu schaffen. Diese fraßen während ihrer Lebenszeit die Laubbäume kahl. Und weil auch diese Schädlinge eingesammelt werden mussten, wurde es uns Kindern nie langweilig.

Mein Schulweg von zu Hause zur Schule dauerte ca. ¼ Stunde. Im Sommer 1944 tauchten beim Nachhauseweg plötzlich Bomber-Geschwader auf. Unsere Fernsicht war durch die Berge ja eingeschränkt. Eines der Flugzeuge flog ziemlich tief und zog eine Rauchfahne hinter sich her. Es war wohl von einem deutschen Luftabwehr-Flieger getroffen worden. Kurz danach hörte man einen ohrenbetäubenden Donner. Danach gewann der Bomber wieder an Höhe und verschwand hinter dem Schönkahler im Achtal. Zu Hause angekommen, befahl mir Mutter nach unserem Vater zu schauen, er war nämlich ca. 3 km westlich der **„Fallmühle**“ in den sogenannten **„Schönoyen“** beim „Heuen“. Sie hatte natürlich große Angst nach dieser heftigen Explosion. – Vater könnte etwas passiert sein. Sie drückte mir ein Fläschchen Baldrian und noch eines mit Hofmanns-Tropfen in die Hand und schickte mich auf den Weg.

Vorsichtshalber nahm ich zwei meiner besten Freunde, den Luggi und den Seppl vom Wangerbäck mit. Nach gut zwei Stunden Barfußmarsch kamen wir zu jener Brücke, die vom Achtalweg in eben diese **„Schöne Oyen“** führt. Die Holzbohlen lagen verstreut im Bach, nur die Eisenträger waren noch vorhanden. Wir balancierten also über den am wenigsten verbogenen Träger in eine für uns gespenstische Kraterlandschaft, die sich nach einer kurzen Buschreihe für uns auftat. Acht riesige Bombentrichter nacheinander! Dahinter im Abstand von ca. 100 Meter der Heustadel von „Fichtels“ und nochmal 100 Meter weiter unser Stadel. Nirgends ein Mensch! Wir kletterten also über die Kraterränder nach und nach - vorbei an den ca. 10 Meter tiefen Kraterlöchern - zum ersten Stadel, der zwar recht schief und ohne Dachziegel dastand, aber immerhin – er blieb stehen. Doch nirgends ein Mensch – denn auch die Fichtels waren bei der Heuarbeit, zwei Rechen und eine Sense lagen im Gras.

Mit einem recht mulmigen Gefühl schlichen wir drei Buben zu unserem Heustadel. Auf der bequemen breiten Ruhebank lagen leere Getränkeflaschen, ein Wetzstein, Vaters Joppe am Nagel über der Bank. Und dann, nachdem wir ganz an der Hütte waren – **Stimmen**! Mein Vater und der Fichtel machten es sich gemütlich an der warmen hinteren Holzwand und rauchten ihre Pfeifen. Beide erzählten uns: Als sie den Flieger mit der Rauchfahne kommen sahen, warfen sie die Sense weit von sich und legten sich flach ins Gras. Noch nie – sagte Vater – habe ihm die Pfeife so gut geschmeckt, als diese Pfeife **„danach“** – obwohl der Tabak nur aus getrockneten Heublumen bestand. Übrigens - der amerikanische Bomber konnte sich nicht mehr bis in die Schweiz retten – er ist am Geißhorn zerschellt.

Das Ende

Das Ende rückte schließlich immer näher. Trotzdem gab es immer noch Nester deutscher Widerständler. Und diese waren natürlich extrem gefährlich für Städte und Dörfer. Denn wer sich in irgendeiner Form der 7. amerikanischen Armee – die vom Rheingebiet kommend über Süddeutschland rollte – in den Weg stellte, überlebte dies nicht. Daher waren sämtliche Bürgermeister, Landräte oder sonstige wichtige Personen bemüht, noch dienende Wehrmachts-Obere oder immer noch treue Heerführer auf ihre und die damit rettende Seite zu bekommen. Nicht immer gelang dies. In einigen Städten gelang es erst durch heftigen Beschuss der amerikanischen Artillerie, bis dann schließlich nach Tagen weiße Fahnen die Kapitulation anzeigten. Auch bei uns in Pfronten hatte ein sogenannter Ortsführer viel zu sagen. Er scharte einen Teil der im Rückzug befindlichen SS Leute um sich, um in einem schluchtartigen Wegteil im Achtal eine Art „Falle“ gegen die hier anrückenden Amerikaner zu errichten. Im Tannheimer Tal wimmelte es nur so von deutschen Soldaten und der Plan des fanatischen Ortsführers galt eben dem Schutz dieser Leute. Es gelang ihm sogar die Sprengung der Achbrücke oberhalb der Fallmühle. Danach aber wurde er in einem unbedachten Augenblick über einen Felszacken hinunter in die wilde Ach gestoßen. Und bis heute weiß niemand, wer das getan hat.

Es war am 27. April gegen 10 Uhr vormittags als die Fensterscheiben anfingen zu zittern. Der Boden unter den Füßen bebte. Ein unbeschreiblicher Lärm erfüllte die ganze Umgebung – und dann kamen sie angerollt – die größten Panzer der Amerikaner. Haushoch die schwenkbare Kuppel mit der riesigen Kanone. Allein mit diesem mächtigen Stahlrohr wären die Soldaten in der Lage gewesen, die Häuser links und rechts von der Straße ohne einen Schuss einfach umzustoßen. Zehn – zwanzig – hundert – dazwischen schwere Lastwagen mit unzähligen Rädern – beladen mit schwer bewaffneten meist dunkelhäutigen Soldaten unter Planen, die hinten geöffnet waren. Der ganze Pulk bewegte sich zähfließend durch den Ort. Nach ca. einer Stunde, in der man sein eigenes Wort nicht hören konnte, kam der ganze Tross zum Stehen. Aus den Fahrzeugen sprangen Soldaten ab und strömten nach allen Seiten in die Häuser.

Wir saßen total verängstigt in der Stube. Ein heftiger Rumpler – die Tür flog auf und ein Gewehrlauf ragte als Erstes herein. Danach 7 oder 8 Soldaten. Einer davon fragte im Befehlston nach deutschen Soldaten – nach Waffen. Sie rumpelten durchs ganze Haus, durch alle Räume, in den Stall, in die Scheune, auf die Heustöcke, in den Keller. Danach zogen sie wieder ab. Kurz danach der nächste Trupp mit den gleichen Fragen: „Deutsche Soldaten? – Waffen?“ Plötzlich drehte sich einer dieser riesigen Kerle um, ging zur Mutter, nahm sie am Arm und führte sie in die Küche, an den Herd. Zwei weitere Soldaten kamen mit dem vollen Eierkorb aus dem Hühnerstall, wo sie die Nester ausgeräumt hatten und legten sie der Mutter in den Schoß. Schließlich forderte einer die Mutter auf, - die gar nicht so schnell zittern konnte wie sie schlotterte - die Eier in Pfannen zu hauen. Während der Eierbraterei – sagte Mutter hinterher – sei sie vor Angst schier gestorben, weil einer der Soldaten ständig an seinem Revolver hantierte .Sie habe gedacht: „Ja - ja – der lässt mich jetzt die Eier braten und hinterher wird er mich erschießen!“
In der Stube waren auch noch drei junge Frauen. Meine Schwester Maya (damals 16 Jahre alt), meine Schwägerin Thea (damals 25 Jahre alt) sowie Frau Klein (damals 38 Jahre alt aus Köln). Sie kam, nachdem ihr Haus in Köln durch Bomben total

zerstört wurde, mit ihrem Mann 1944 zu uns. Das Ehepaar Klein war in den Jahren zuvor schon als KDF-Urlauber („Kraft durch Freude“) bei uns gewesen. Die Hausdurchsuchungen gingen tagelang so weiter. Immer neue Wagenladungen mit Soldaten wurden hergekarrt und immer noch mehr Panzer rollten durch die Straßen.

Was oder wer sich den Amerikanern in den Weg stellte, mit dem wurde kurzer Prozess gemacht, halt alles einfach niedergesprengt, niedergeschossen und niedergewalzt. Der Rest der auf dem Rückzug befindlichen deutschen „Elite-Einheit“ (die Waffen-SS) sammelte sich gut bewaffnet im Tannheimer Tal. Mehrere 1000 Mann (wie man später erfuhr) wähnten sich anscheinend in absoluter Sicherheit. Sie glaubten anscheinend, wenn sie die Zufahrt von Kempten über Sonthofen und dann über den Jochpass durch dessen Zerstörung unmöglich machen – ebenso die Zufahrt von Reutte über Weißenbach und dann über den Gaichtpass (auch dieser wurde, wie wir wissen zerstört, die Zufahrt über Pfronten war auch geregelt) – also kann kommen was will, sie wähnten sich unauffindbar. Es kam dann halt doch ganz anders.

Inzwischen war der ganze Tross im Raum Reutte zum Erliegen gekommen. Anscheinend war den Amerikanern klar geworden, dass weder über Sonthofen noch über den Weißbach-Gaichtpass, noch über Pfronten dem letzten Widerstandsnest der Deutschen beizukommen war. Daher haben sie ihre Strategie dahingehend geändert, das ganze Tannheimer Tal unter Dauerbeschuss zu nehmen. Und dazu kam es dann auch. Cirka ein Dutzend riesige Geschütze oder Kanonen wurden in und um Pfronten in Stellung gebracht. Dann wurde über den guten alten Breitenberg ins Tannheimer Tal geballert was das Zeug hielt. Nach ca. zwei Wochen waren die deutschen Elite-Herren dann so weit weichgekocht, dass sie schließlich zwischen Nesselwängle und Oberjoch eingesammelt werden konnten. Wahrscheinlich hatte die Einwohnerschaft der Orte Nesselwängle, Grän, Tannheim, Zöblen und auch Schattwald samt ihrer Bürgermeister Druck auf die Deutschen gemacht, sich zu ergeben. Zum Ersten: Weil jeder Widerstand sinnlos war. Zum Zweiten: Weil die Versorgung der Bevölkerung nicht mehr möglich war. Zum Dritten: Fast sämtliche Häuser in Grän (Holzhäuser) wurden zerstört, die gemauerten Schornsteine standen noch. Für die Amerikaner war damit die Sache soweit erledigt. Eine Pioniereinheit baute in wenigen Stunden zwei provisorische Brücken im Achtal. Somit war die Zufahrt nach Grän mit leichten Kettenfahrzeugen wieder möglich. Früher gab es von Pfronten ins Tannheimer Tal ja keine Fahrstraße wie heute. Es gab einen breiten befestigten Kiesweg bis zur Fallmühle. Danach war der Weg noch gut befestigt, aber schmäler. Je weiter man der Tiroler Grenze näher kam, desto rauer und holpriger wurde der Weg. Nebenbei war der Weg im Winter gesperrt.

Das Leben im Ort brauchte natürlich einige Zeit bis zu einer bescheidenen „Normalisierung“. Viele Häuser – besonders diejenigen, die gut anzufahren waren, nahmen die Besatzer in Beschlag. Die Bewohner mussten innerhalb von zwei Stunden in ein anderes Haus umziehen. Was zum Leben wichtig war, durften sie mitnehmen. Federbetten aber mussten sie im Haus lassen. Natürlich durften sie morgens und abends in ihre Ställe. Das Vieh versorgen, die Kühe melken, ausmisten. Danach mussten die Leute ihr Hab und Gut den Ami’s überlassen. Das war natürlich alles andere als toll. Da unser Haus zwar ca. 30 Meter zur Straße stand, aber die Zufahrt ungünstig war, durften wir bleiben, nahmen aber alle unsere Nachbarn bei uns auf. Da sie aber ihre Federbetten den Soldaten überlassen mussten, entstand ein unbeschreibliches Chaos.

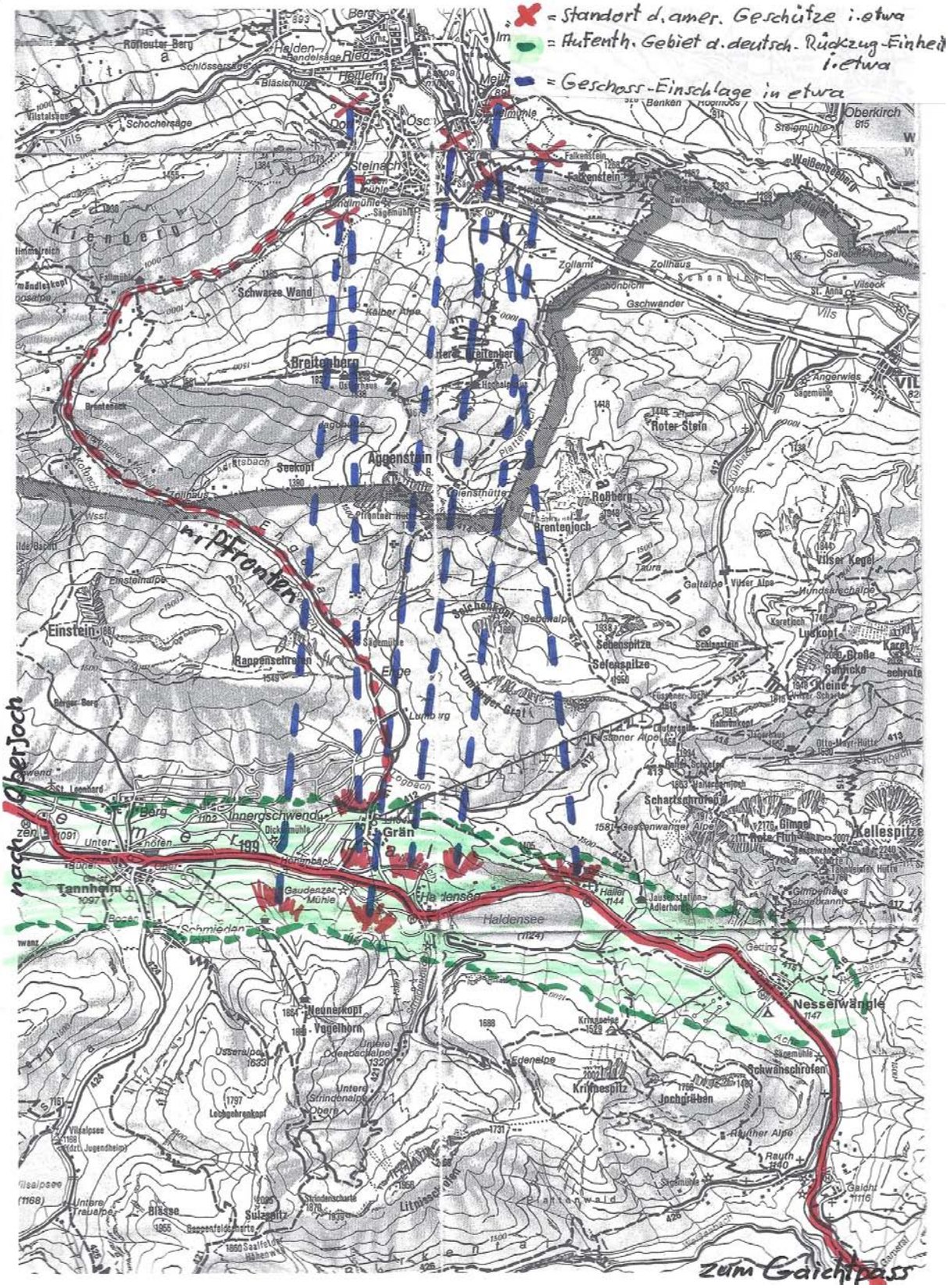

Abb. 3: *Das Pfronten gegenüberliegende Tannheimer Tal wurde 1945 in den Maitagen von den Amerikanern mit ca. einem Dutzend schwerer Geschütze wochenlang über den Breitenberg hinweg unter Beschuss genommen. (Auf der Karte ist oben Norden mit Pfronten, unten Süden mit Grän und Tannheim).*

Wir waren selbst schon 8 Leute, dann kamen die Trenkles (5 Leute), dann kamen die Mörzes (5 Leute), dann kamen die Reicharts (6 Leute), all diese waren Bauersleute. Aber dann kamen noch die sogenannten „Evakuierten“. Familien, die ihr Hab und Gut durch Bombardierung in ihren Städten verloren haben und dann „auf dem Land“ – wie es hieß – irgendwie untergebracht werden mussten. Ich vergesse nie den Schreck, den mir Mutter einjagte, als sie mir befahl, Heu aus der Tenne zu holen, um damit die Fußböden aller Wohnräume aufzufüllen. Ich weiß bis heute auch nicht, von wo unsere Mutter all die Decken, Kissen, Mäntel, Jacken, Bettüberzüge, Strümpfe, Mützen, Tischdecken und sonstiges Stoffzeug daherbrachte, damit jeder etwas hatte, mit dem er sich zudecken konnte. Es war damals ziemlich kalt. Zeitweise schneite es bis ins Tal. Hinzu kam dann noch: Heu ist ja auch nicht wie Bettfedern. Es stand eh‘ nur noch Wiesheu zur Auswahl. Gemeint ist das Heu der Bergwiesen, also Gras vom ungedüngten Boden. Das Heu ist struppiger, stachlig, kein Wunder – es enthält viele Disteln. Es ist mehr oder weniger ein Reserve-Heu. Denn Mitte Mai ist das Normal-Heu aufgebraucht.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war natürlich äußerst schwierig. Jeder steuerte irgend etwas bei. Die Basis der Ernährung war Milch. Jemand hatte Fleischkonserven in der Turnhalle ergattert, dazu Vaters Trockenzwiebeln und 2 – 3 Kartoffeln. Die gab´s aber nur am Sonntag. Etwas Quark mit Milch, dazu eine Prise Erbsenpulver musste wochentags genügen. Das Ganze zog sich etwa 3 Wochen hin. Und immer wieder zogen Soldaten durchs Haus. Gewehre hatten sie mittlerweile draußen in ihren Jeeps gelassen. Sie suchten auch keine deutschen Soldaten mehr, sie waren mehr auf **„Brauchbares“** aus. Vater besaß eine wunderschöne und mit Sicherheit wertvolle Sammlung von Taschenuhren mit den dazu gehörenden Goldkettchen. Sie hingen an einem Haken am Stubenschrank, in dem auch eine Standuhr eingebaut war. Ein kohlrabenschwarzer Ami nahm sie alle vom Haken, begutachtete sie eingehend, verteilte all die Uhren in seinen unzähligen Brust- und Hosentaschen, lächelte in die Runde und ging grußlos zur Tür hinaus.

Er war aber nicht der einzige Dieb an diesem Tag. Draußen in einer windgeschützten Ecke zwischen der Stalltüre und dem Holzschopf kampierte plötzlich eine ganze Wagenladung Frischankömmlinge – wie es schien. So an die 30 oder 40 Mann. Man sah ihnen an, dass sie froren. Von einem weiteren Laster wurden massenweise Federbetten an der Hauswand ausgebreitet und aufeinander gestapelt. Der Reihe nach ließen sie sich darauf niederfallen. Aber weil sie anscheinend immer noch gefroren haben, warfen sie unseren ganzen Vorrat an Brennholz zu einem großen Haufen in der Mitte zusammen, schütteten einen halbvollen Kanister Benzin darüber und machten ein großes Lagerfeuer. Erst am nächsten Tag, als wir uns dann aus dem Haus trauten, sahen wir, dass das Vordach am Haus schwarz geräuchert war. Und nicht nur das – dazu kam noch: Weil es ihnen so langweilig war, holte einer unser Radio aus der Stube und sie saßen drumherum. Den bekamen wir allerdings nach 2 Jahren durch Zufall wieder zu Gesicht.

Der Ablauf dieser Ereignisse in den ersten Wochen nahm uns allen ganz allmählich die Angst vor den Siegern und gab uns eher ein Gefühl der Erleichterung, denn die Amerikaner waren unsere **„Befreier“**. Befreier von der **Schreckensherrschaft** der Nazis. Zwischenzeitlich hatte ich natürlich das Heu aus den Wohnräumen in die Tenne geschafft. Die Kühe fraßen es wahrscheinlich nur deshalb, weil’s kein anderes gab. All die Nachbarfrauen halfen uns nachher beim Saubermachen.

Wenn wir Steinacher Buben uns trafen, sind wir vor der Sennerei zusammengekommen, denn die Sennerei (die Käsküche – wie wir in Pfronten sagen) war überhaupt ein Treffpunkt der Leute. Hier wurde man an einer Anschlagtafel über alle wichtigen Angelegenheiten informiert. Aus jedem Haus musste ja jemand zweimal am Tag vorbeikommen und die Milch abliefern – bzw. abholen (leider aber nur Magermilch). Jedesmal wenn wir Buben uns trafen, gab es natürlich massenhaft Gesprächsstoff. Übrigens: wir alle haben auch den unbeschreiblich **demütigenden** Abmarsch der gefangen genommenen 30 000 **unbelehrbaren** deutschen Verteidiger erlebt, die – schätzungsweise in Tausender-Gruppen - im Gänsemarsch mit den im Nacken gekreuzten Armen, bewacht durch schwerbewaffnete Amis, die 15 km von Tannheim durchs Achtal zum Verladebahnhof nach Steinach getrieben wurden.

Eine Nachbetrachtung

Die gesamte Bevölkerung Deutschlands und der vielen anderen Länder dieser Erde hat in diesem schrecklichen 2. Weltkrieg – angezettelt durch einen Wahnsinnigen - der von dem Glauben befallen war, er könne die ganze Welt beherrschen, eine unvorstellbare Dimension an Opfern erlitten.

Ich wundere mich manchmal schon über mich selber, wie lange die Bilder dieser Zeit im Gehirn schlummern. Es ist ja nicht so, dass sie immer noch belasten. Längst ist das Geschehen verarbeitet – aber damit nicht gelöscht. So wird es wohl allen noch lebenden Menschen dieser Zeit gehen. Die Erlebnisse damals waren einfach so gewaltig – besonders für uns junge Menschen. Es ist für mich schwer, das alles in die passenden Worte zu fassen – ich bin ja kein Karl May.

Mein innerlicher Zustand damals beim Heranwachsen war geprägt von Ergriffenheit, von Angst und auch von Staunen. Sicher wurde man durch die langen Kriegsjahre irgendwie abgestumpft. Die deutsche Propaganda tat ihr Übriges. Auf allen Bahnhöfen, an allen öffentlichen Gebäuden und auch in den Schulen hingen riesige Plakate, auf denen muskulöse Soldaten mit kantigen Gesichtszügen ihre Gewehre gegen den Feind streckten, der mir nichts – dir nichts niedergemacht wurde. Daneben pralle junge Mütter mit Kindern, die frohgemut in eine rosige Zukunft blickten. Deutsche STUKA (Sturzkampfflieger), die feindliche Panzer in Fetzen ballern. Und an jedem Straßeneck: **„Räder müssen rollen für den Sieg!“**.

Als wir dann die Wahrheit erleben mussten, kam man schon ins „Grübeln“. Wie sollte dieser elende Rest des deutschen Heeres dieser unvorstellbaren Übermacht der Alliierten standhalten? Ein kleiner Teil der „7. amerikanischen Armee“ hätte genügt, Deutschland zu besiegen. Ein bildlicher Vergleich hätte in etwa so ausgesehen: ein beinamputierter deutscher Soldat in einem „Messerschmitt-Kabinenroller“ stemmt sich mit einem krummen Haselnussstecken bewaffnet gegen einen Bergepanzer.

Allein die Versorgung der amerikanischen Soldaten war beeindruckend. Zwei Häuser weiter auf unserer Straßenseite stand damals und steht immer noch der Gasthof „Aggenstein“. In diesem großen Haus war während der gesamten Besatzungszeit die Hauptküche für die im Ortsteil Steinach stationierten Soldaten. Auf ganz Pfronten waren etwa 8 Küchen verteilt. Daneben gab es alle paar Häuser „Kaffee-Küchen“ in großen Zelten unter schattigen Bäumen. Wir Buben trieben uns natürlich gerne am Eingang der Küche herum.

Draußen im Garten wurde ein großes Loch ausgehoben – so ca. 2 x 2 Meter und gut 1 Meter tief. Darin wurden alle Essens- und Nahrungsreste sowie Verpackungszeug verbrannt. Je nachdem, wie die Köche gelaunt waren, kamen wir in den Genuss von Nahrungsmitteln. War einer recht gut gelaunt, drückte er uns eine Kekspackung, Kuchenstücke oder einen Brotlaib in die Hand. War er nicht so gut drauf, ging er an uns vorbei und warf alles, was er im Moment nicht brauchen konnte, ins Feuer. Das hinderte uns aber nicht daran, alles Brauchbare wieder herauszufischen, vor allem Bananen und Orangen – die wir zuvor ja überhaupt nicht gekannt haben. Nebenher sammelten wir Zigarettenstummel, denn die Amis rauchten oft nur 2 – 3 Züge und warfen dann den Rest weg. Die Stummel brachte ich Vater, der dann das Papier entfernte und den Tabak in seine Pfeife stopfte. Alle Hausbewohner waren mir dankbar dafür, denn die Atemluft in der Stube wurde daraufhin 100% besser – denn sein Tabak-Eigenprodukt stank immer bestialisch.

Schule war ein Fremdwort

Schon die Jahre 1943/44 waren keine normalen Schuljahre mehr, da der Unterricht vielfach unterbrochen wurde, bzw. ganz ausfiel. Außerdem wurden oft mehrere Klassen (3 und 4) zusammengelegt und zu alledem meist alte, mehr oder weniger ausgediente Lehrkräfte angestellt. Ab Mitte März 1945, als das ganze Chaos begann, fiel der Schulunterricht völlig aus. Einige Lehrkräfte wurden nach Kriegsende als **„NAZI“** erkannt, verhaftet und nach kurzen Schnellverfahren – wie natürlich auch einige andere öffentlich bekannte Personen – inhaftiert. Es gab ja überhaupt kein normales öffentliches Leben. Es gab keine Zeitung. Es gab kein Radio. Wer überhaupt noch eines besaß, konnte nur den amerikanischen Militärsender hören. Irgendwann sagte mir jemand: „Du – ich glaube, die Schule fängt demnächst wieder an – aber ich weiß es auch nur vom **Hörensagen**.“

Der mehrere Wochen andauernde Durchzug starker amerikanischer Kampfeinheiten mit einer ungeheuren Zahl an schweren Fahrzeugen in Richtung Innsbruck ist dann stark abgeebbt. Mehrere – sagen wir mäßig schwer bewaffnete Besatzungseinheiten - etablierten sich in unserem Raum. Diese Fahrzeuge - besonders die schweren - parkten die Amis dann nicht mehr innerorts, auf allen Straßen und Wegen, sondern auf freien Feldern und Wiesen. Allein durch die unzähligen Jeeps, die um die Häuser standen und mit denen die Soldaten ständig unterwegs waren, da keiner mehr als 20 Meter zu Fuß ging, war Stau ohne Ende. Ich beobachtete oftmals Soldaten, die lieber 10 oder 15 Minuten in ihrem Jeep hockten, um ins 100 Minuten entfernte Kaffeezelt zu gelangen, als diese paar Schritte zu laufen.

Eine der „Parkwiesen“ lag uns gegenüber. Sie gehörte der Familie Reichart Hier standen damals ca. 50 Panzer, etwa 100 Panzerspähwagen und Truppentransporter. Dahinter in dem inzwischen schon hohen Gras lagen massenweise Fahrzeugteile (wahrscheinlich defekt), Munition und haufenweise Diebesgut. Wir brauchten ja in keine Schule - deshalb machten wir uns über die Sachen her und organisierten Zeltplanen, Wolldecken, Schreibmaschinen, Werkzeug, Ferngläser, Uhren u.v.m. All dies schleppten wir über die Straße in unsere Scheune. Wir horteten dann all die Sachen bei uns in der Scheune. Unser Plan war: zu gegebener Zeit miteinander zu beraten und die Beute gerecht zu verteilen. Leider ging der Plan nicht auf. Unser Vater kam dahinter. Innerhalb von zwei Stunden musste alles – aber gar alles – verschwunden sein. **So ist das Leben.**

Und noch eine schier unglaubliche Geschichte: Auch die Mädchen in unserer Nachbarschaft – die Hildegard, die Betti und die Resi - zeigten besonders großen Mut beim „Organisieren“. Nie vergesse ich die Bilder, die mich einfach sprachlos machten. Mali – damals 14 Jahre alt – nahm einen langen Anlauf, rannte auf einen dieser vielen Panzer zu, erreichte mit einem riesigen Sprung über die Kette das untere Deck des Fahrzeugs, kletterte dann hinauf auf den Ansatz der Kuppel, hangelte sich am Kanonenrohr hinauf auf die Kuppel und stieg durch den geöffneten Deckel in das Innere des Panzers. Ich rief ihr noch nach: **„Ja höööö – spinnst du?“** Nach einer Weile flogen im hohen Bogen haufenweise Zigarettenpackungen heraus. Danach kletterte sie in aller Seeelenruhe aus dem Ungeheuer herunter ins Gras. Sie formte ihre Schürze zu einer Tasche, sammelte die Beute sorgfältig ein, stieg über den Zaun und verschwand im Haus. Derweil lagen die Amis einen Steinwurf weit auf der anderen Seite von Reicharts Haus in der Sonne. Damals habe ich gelernt: **„Unterschätze niemals die Frauen!“**

Pfronten-Steinach, im Dezember 2015
Willy Hörmann